

Lernen in der Begegnung

Johannes
Lähnemann

Ein Leben auf dem Weg zur Interreligiosität





Johannes Lähnemann

Lernen in der Begegnung

Ein Leben auf dem Weg zur Interreligiosität

Vandenhoeck & Ruprecht

*Für Henrike, Charlotte und Luise,
für Sabine und im Gedenken an Susanne*

Mit 53 Abbildungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-70242-1

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Umschlagabbildung: Vorstellung der Ergebnisse der Peace Education Standing Commission (PESC) bei der 9. Weltversammlung von Religions for Peace (RfP) am 22. November 2013 in Wien

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Inhalt

Vorwort	7
Einführung	8
1 Die religiöse Heimat: das evangelische Pfarrhaus	11
2 Studienjahre im beginnenden ökumenischen Aufbruch	28
3 Doktorand, Assistent und junger Familienvater in Münster im 68er-Aufbruch	40
4 Allround-Theologie in Lüneburg und die Frage nach den Weltreligionen	59
5 Die Weltreligionen als Schwerpunktthema in Theorie und Praxis	65
6 Der Lehrstuhl für Religionspädagogik an der Universität Erlangen-Nürnberg und die Nürnberger Foren zur Religions- und Kulturbegegnung	70
7 Weltreligionen im Unterricht: das Doppelwerk einer theologischen Didaktik der Weltreligionen	84
8 Kein Weltfriede ohne Religionsfriede: Hans Küng 1988	92
9 Religiöses Lernen in der Pluralität, das Projekt Weltethos und Friedenserziehung in den 90er-Jahren	116
10 Der 11. September 2001 und die Folgen	148
11 Der Runde Tisch der Religionen in Deutschland, die Schulbuchforschung und der Aufbau der Ausbildung islamischer Religionslehrkräfte	160
12 Wege in der Familie und ein schwerer Abschied	182

13 Die Wahrnehmung der politischen Relevanz interreligiöser Verständigung und Bildung	192
14 Pensionierung und ein persönlicher Neuanfang	210
15 Medien und Menschenrechte als Herausforderung für interreligiöse Bildung	233
16 Im Gespräch mit aktuellen theologischen und religionspädagogischen Entwürfen	254
17 Interreligiöse Koalitionen: Gemeinsam wirken im Gegenüber zu Extremismus und Populismus	259
18 Ausblick: Ein Text und eine Vision zum Weiterdenken	288
Auswahlbibliografie	292
Personenregister	297
Fotos auf den Seiten 38–39 82–83 158–159 208–209 252–253 286–287	

Vorwort

»Interreligiöse Lernwege – eine Entdeckungsreise«: So habe ich die Entwicklung in den vergangenen 50 Jahren empfunden, seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, dem ersten Dialogprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen, dem wachsenden Gespräch zwischen den Religionen und in der Bewegung *Religions for Peace*, aber auch in den Feldern von Religion und Politik, Wissenschaft und Bildung. Wie ich selbst auf diesen Lernweg gekommen bin und an der Entdeckungsreise teilgenommen habe, erstaunt mich immer wieder. Es brachte mich auf die Idee, dem Weg erzählend noch einmal nachzugehen, einem Weg, der mit vielen Erlebnissen, Erfahrungen, Überraschungen und Entgrenzungen verknüpft ist. Der Verlag Vandenhoeck & Ruprecht regte mich an, das in einer Autobiografie zu schildern. Frau Elisabeth Schreiber-Quanz und Frau Dr. Ulrike Gießmann-Bindewald waren die Gesprächspartnerinnen bei der Entwicklung des Konzepts, mein »Lernen in der Begegnung« in seiner ganzen Vielfalt sichtbar zu machen.

So habe ich mich auf den Weg gemacht, zurück bis in mein Geburtsjahr 1941, mitten im Krieg, und habe von dort aus jedem der folgenden Jahrzehnte ins Gesicht geschaut, persönlich geprägt, aber gleichzeitig offen für das, was sich ereignet und entfaltet hat: den Zusammenbruch 1945, die Nachkriegsjahre, der eher restaurative Wiederaufbau in Deutschland, der ökumenische Aufbruch, die 1968er-Umbrüche, der Kalte Krieg und der 1989er-Wandel, das Neu-Aufleben von national-ethnischen und religiösen Spannungen und schließlich das Entstehen neuer interreligiöser Koalitionen gegen Fanatismus und Populismus.

Ich danke dem Verlag, der schon 1986 mein Doppelwerk *Weltreligionen im Unterricht* und 1998 meine *Evangelische Religionspädagogik in interreligiöser Perspektive* herausgebracht hat, dass er mich zu diesem Rückblick und Ausblick ermutigt hat, vor allem Frau Schreiber-Quanz für ihre intensive Begleitung und Beratung bei der Entstehung des Manuskripts.

Ganz besonders danke ich sodann meiner Familie, meinen Töchtern Henrike, Charlotte und Luise, meiner Frau Sabine und im Gedenken meiner ersten, leider verstorbenen Frau Susanne, für alle Begleitung und Unterstützung. Ihnen ist diese Schilderung des »Lernens in der Begegnung« gewidmet.

Goslar, im Juli 2017

Johannes Lähnemann

Einführung

Manchmal werde ich gefragt, ob ich in Kürze Ereignisse nennen könne, mit denen sich mein Weg in die Interreligiosität hinein umreißen ließe. Dann schildere ich gerne zwei Erfahrungen aus den 50er und den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts:

Als ich 1951 zum Freiherr vom Stein-Gymnasium in Lünen (Ruhrgebiet) kam, wohin ich vom benachbarten Zechenort Brambauer per Bus fahren musste, folgte ich einem Schulkameraden zum Schuleröffnungsgottesdienst in die Kirche. Dort kam es mir allerdings schnell seltsam vor: Es roch anders, als ich es gewohnt war, die Fußstützen vor mir waren so hoch, es hing eine Bilderserie an der Wand, wie ich sie nicht kannte. Als dann ein Geistlicher in buntem Ornat in die Kirche einzog, gefolgt von weiß gewandeten Knaben, merkte ich: Ich war in eine katholische Kirche geraten! Ich rannte aus dem Kirchenraum, weinend, und suchte die »richtige«, die evangelische Kirche, bis ich sie endlich fand und in der vertrauten gottesdienstlichen Umgebung allmählich zur Ruhe kommen konnte. In unserer Straße in Brambauer, der Königsheide, wussten wir, welches Geschäft »evangelisch« und welches »katholisch« war – und wo man deshalb besser kaufte.

Im Jahr 1993 bestand unsere Gruppe der *Religionen für den Frieden* in Nürnberg schon fünf Jahre. Monatlich einmal trafen wir uns zu gegenseitigen Besuchen, zum Dialog und zum praktischen Austausch in den verschiedenen Religionsgemeinschaften: der Synagoge, bei evangelischen, katholischen, reformierten, orthodoxen Christen, in muslimischen Gemeinden, im buddhistischen Zentrum, im Hindu-Tempel, in der Baha'i-Gemeinde. Aus einem ersten, noch sehr vorsichtigen Kennenlernen war eine Gemeinschaft geworden, mit religionsübergreifenden Freundschaften. Da wurde ich von einem evangelischen Ehepaar, das sich in unserer Gruppe engagiert hatte, gefragt, ob ich mir für das Baby, das ihre mit einem afrikanischen Muslim verheiratete Tochter erwartete, eine christlich-muslimische Feier vorstellen könne – eine Segenshandlung, da ja eine christlich-muslimische Taufe wohl nicht denkbar sei. Zu unserer Gruppe gehörte damals der aus Bosnien stammende Hauptimam Ahmed D. Ibrahimović, der die »geistliche Verwaltung der Muslimflüchtlinge« leitete. Es handelte sich um inzwischen meist alte

Muslime – *displaced persons* –, die nach dem Zweiten Weltkrieg nicht ins sozialistische Jugoslawien zurückkehren wollten und sich in Deutschland zu einer kleinen Gemeinschaft zusammengefunden hatten. Ibrahimović stammte aus der längst europäisierten bosnischen Islam-Tradition mit sehr offenen, toleranten Vorstellungen. Er zeigte sich bereit zu diesem besonderen Vorhaben. Mit ihm und dem jungen Paar überlegten wir, wie wir dem Kind etwas zusagen könnten, was den hilfreichsten und aufbauendsten Segensvorstellungen in Christentum und Islam entspräche. Die Traditionen sollten nicht vermischt werden, sondern jeweils authentisch zu Wort kommen, wobei sich allerdings auch Verbindendes und Konvergierendes entdecken ließ. Die evangelische Gemeinde St. Jobst in Nürnberg erklärte sich bereit, uns für die Feier ihren Gemeinderaum zur Verfügung zu stellen. Dort versammelte sich ein international und multireligiös gemischter Kreis von Menschen zusammen mit der Familie, den jungen Eltern und ihrem kleinen Kind. Aus der biblisch-christlichen Tradition wählten wir den Vers aus Psalm 36,10: »Bei dir, Gott, ist die Quelle des Lebens, und in deinem Lichte sehen wir das Licht«, aus der islamischen Sufi-Tradition das Mohammed zugeschriebene Licht-Gebet: »O Gott, setze Licht in mein Herz und Licht in meine Seele, Licht auf meine Zunge, Licht in meine Augen und Licht in meine Ohren ...« – Dem »Kinder-evangelium« (Markus 10,13–16) und dem Lied »Komm, Herr, segne uns« korrespondierte der Ezan (Gesang des Muezzin) und ein Bittgebet. Gemeinsam wollten wir den Eltern, Großeltern und allen, die die kleine Mariama begleiteten, Mut machen, dem Kind das Beste und Schönste des christlichen und des muslimischen Glaubens zu zeigen und vorzuleben – in der Hoffnung, dass Gott ihm dann selbst das Herz öffnet und ihm den richtigen Weg zeigt – einen Weg, der die Achtung vor dem jeweils anderen Glauben einschließt. Die Großmutter erzählte mir später mehrfach mit einem Lächeln im Gesicht, sie spüre immer wieder, dass dieses Kind ein doppelt gesegnetes sei.

Was alles liegt zwischen der ersten und der zweiten Erfahrung!? Wie kommt ein evangelisch sozialisierter Theologe dazu, eine religionsgemischte Familie geistlich auf dem Weg zu begleiten, den sie in aller Verschiedenheit des Herkommens und der prägenden Lebenskontexte mit dem Neugeborenen gehen wollen?

Wenn ich davon erzählen will, dann kommt mir das Bild einer Entdeckungsreise in den Sinn, auf der sich zunehmend meine Horizonte erweitert haben – eine Reise, auf der es immer wieder auch Hemmnisse und Stolpersteine gegeben hat, Rückschritte nach Fortschritten, die aber zu immer neuen Ausblicken und Aufgaben geführt hat.

Ein großer Reichtum und eine tragende Kraft waren dabei die Menschen, die diesen Weg mit mir gegangen sind – von den Großeltern an, die ihrem

ältesten Enkel ihre ganze Liebe und Zuneigung widmeten (27 Jahre lang hatte ich alle vier Großeltern!), bis hin zu den Freundinnen und Freunden in Deutschland, im übrigen Europa, der Türkei, dem Heiligen Land, Indien, Japan und Amerika, die mit mir aktiv sind in der Bewegung *Religions for Peace*. Im Zentrum aber war es immer die Familie – meine Eltern, meine vier jüngeren Geschwister, meine Schwiegereltern, meine unvergessene Frau Susanne und meine jetzige Frau Sabine, unsere drei Töchter, die zwei Schwiegersöhne und fünf Enkelkinder. Dazu hatte ich das Glück eines immer großen Freundeskreises, engagierter Lehrerinnen und Lehrer, Professorinnen und Professoren, die mich förderten, später Kolleginnen und Kollegen, Schülerinnen und Schüler, die mich inspirierten.

Entscheidend war aber auch die lernende und oft auch persönliche Begegnung mit prominenten Denkern und Persönlichkeiten, die vor mir oder auch mit mir Entdeckungsreisende im Feld des religions- und kulturübergreifenden Lernens waren oder noch sind. Darum ist *Lernen in der Begegnung* bewusst als Motto für diesen Band gewählt worden:

Schalom Ben Chorin im Judentum und Paul Tillich im Christentum sind dafür Beispiele, Beyza Bilgin und Nasr Hamid Abu Zaid im Islam, Mahatma Gandhi und die Ärztin Vinu Aram im Hinduismus, Sulak Sivaraksa und A. T. Ariyaratne im Buddhismus. Dass es zu persönlichem Austausch und streckenweise auch zur Zusammenarbeit mit diesen Vertretern eines »engagierten Buddhismus«, ebenso aber auch mit Prinz Hassan bin Talal von Jordanien, Hans Küng und Carl Friedrich von Weizsäcker gekommen ist, habe ich als besondere Bereicherung erfahren. Theologisch-existentiell hat mich freilich Dietrich Bonhoeffer am stärksten geprägt, seit ich als junger Student *Widerstand und Ergebung*, seine Briefe aus der Haft, gelesen habe. Für den Beginn meines eigenen Studiums wurde er der stärkste Motivator. Auch wenn ihm – trotz seiner intensiven Erfahrungen in der ökumenischen Bewegung – durch sein besonderes Schicksal die Reise zu anderen Religionswelten, die er durchaus im Sinn hatte, verwehrt blieb, repräsentierte er für mich eine in einzigartiger Weise überzeugende geistliche Existenz. Die Tiefe seiner Spiritualität, die ihn auch im Gefängnis trug, die Öffnung für eine säkular geprägte Welt, die Verbindung von »Beten und Tun des Gerechten« wiesen mir den Weg, mich theologischer Vertiefung meines Christseins zu widmen und den geistlichen Beruf eines evangelischen Pastors anzustreben.

In meinen Gedanken und Vorstellungen sind alle genannten Persönlichkeiten präsent, wenn ich aus meinem Leben erzähle, und ich bin ihnen dankbar für ihre Begleitung.

1 Die religiöse Heimat: das evangelische Pfarrhaus

Schellerten mitten im Krieg · Asthmakind im Zechenort · Musik als Lebenselixier · Jugend in der Betheler Anstalt Freistatt · Jugendarbeit und Trampptouren · Der Entschluss zum Theologiestudium

Was für ein Hauswesen war das, in dem der Großvater, Johannes Kirchberg, als Pastor und Superintendent eines ländlichen Kirchenkreises den Mittelpunkt bildete! Fast ein kleiner Bauernhof mit vier Gärten – dem Vorgarten mit zwei großen Kirschbäumen und einem rosengesäumten Weg zum Haus, dem Hintergarten mit Blumen und Gemüse, dem Obstgarten (er galt als ›Pfarrwitwengarten‹), dem Feldgarten –, Hühnerhof, Schweinestall, Ziegen, dazu mit ständiger Haushaltshilfe, besonderen Einsatzkräften fürs Nähen, für die Ernte, geleitet von der Großmutter Magdalene, geb. Schreiber. Das Ganze war umfriedet von einer großen Mauer und einem Eingangstor mit einem Kreuz oben drauf. Da wir auch nach unserem Wegzug aus Schellerten als Geschwister fast alle Sommerferien bis weit in die 50er-Jahre hinein dort verbrachten, ist mir die ganze Atmosphäre des Hauses bleibend präsent: die mit Sternmuster geflieste Diele, das Wohnzimmer mit dem Klavier und den alten Möbeln, in der Ecke ein großes Bild von Feuerbachs *Iphigenie*, das Kinderzimmer, in dem meist auch gegessen wurde, der große Konfirmandensaal daneben, die Küche, in der die treue Frieda, unsere ›Atta‹, wirkte und immer eine kleine Verwöhnung für die Kinder hatte, im ersten Stock das Schlafzimmer der Großeltern, neben den Ehebetten an den Wänden Betten für Kinder und später Enkel, das Arbeitszimmer des Großvaters mit Kachelofen und den vielen Büchern, in dem es gut nach Tabak roch, Bad, Gästezimmer – und dann die Stiege hinauf zum großen Dachboden, auf dem es für uns viele Geheimnisse gab: einen ehemaligen Taubenschlag, alte Möbel, vergessenes Spielzeug.

Zur Atmosphäre gehörte auch die enge Beziehung zu den Bauernhöfen in der Nachbarschaft, auf denen wir später in der Erntezeit manchmal mithelfen und bei der abendlichen Rückkehr mit den vollgeladenen Getreidewagen auf den Ackergäulen, die sie zogen, reiten durften. Über den Vorplatz hin und über den alten Friedhof führte der Weg zur nahen Kirche. Sie wird auch heute noch nicht zu Unrecht als schönste Rokoko-Dorfkirche Niedersachsens

bezeichnet, nach einem Brand im 18. Jahrhundert angebaut an den 600 Jahre alten Kirchturm: ein lichter Raum mit großer geschnitzter Altarwand – die Kanzel in protestantischer Tradition über dem Altar, links und rechts Moses mit den Gesetzestafeln und Johannes der Täufer mit dem Lamm, der Abendmahlsgemälde in der Predella, gekrönt vom auferstandenen Christus mit Siegesfahne. Gegenüber auf der geschwungenen Empore die alte Orgel, ein wunderbares Instrument unter Denkmalschutz, geschmückt mit Trompete blasenden Engeln und zwei Zimbelsternen – schon als Junge durfte ich auf ihr spielen –, an der Decke drei bedeutende Gemälde mit Christi Geburt, der Kreuzigung und der Auferstehung.

Hier lebte die evangelische Tradition. »Mütterlicherseits sind wir Pfarrrer seit vor der Reformation«, sagte mein jüngerer Bruder Martin manchmal lächelnd, etwas übertreibend und leicht spöttisch. Immerhin waren die Urgroßväter Kirchberg und Schreiber auch schon Pastoren. Väterlicherseits waren die Lähnemanns über mehrere Generationen Lehrer und Küster in Asseln bei Dortmund. Die tägliche Bibellese, der Morgenchoral, das Singen des Wochenschlusslieds, der Sonntag mit Hauptgottesdienst, Christenlehre und Kindergottesdienst, die wöchentlichen Konfirmandenstunden im Gemeindesaal, nicht zuletzt das Kirchenjahr mit seinen ganz verschiedenen Feststimmungen waren selbstverständliche Elemente unseres Kinderlebens, gaben Halt und Geborgenheit auch in den brüchigen Jahren des Zweiten Weltkrieges.

Mein Geburtstag – Sonntag, 15. Juni 1941 – wurde zu einem ganz besonderen Tag für die Familie, ja zu einem Markstein der Familiengeschichte: Hans-Georg, nächstjüngerer Bruder meiner Mutter, direkt vor Beginn eines Theologiestudiums eingezogen in den Krieg, Flugzeugführer, war nach Abschluss des Feldzugs im Südosten Europas mit der Eroberung Kretas für ein paar Tage auf Urlaub gekommen. Dadurch war überraschend der ganze Kreis der sieben Geschwister, von meiner Mutter (Jahrgang 1916) bis zur 20 Jahre jüngeren Jutta, zugegen – es sollte das letzte Mal sein.

Alle Einzelheiten dieses Tages, der Wochen davor und der Monate danach sind uns präsent, da meine Mutter und mein Vater (als Reserveleutnant bei einer Flak-Batterie in Polen stationiert, in banger Vorahnung des bevorstehenden Russlandfeldzugs) intensive Briefschreiber waren und alles Erleben detailliert beschrieben haben. Dem Großvater wurde die Nachricht meiner Geburt von Hans-Georg in der Sakristei überbracht, direkt nach dem Gottesdienst, in dem nun diesmal nicht meine Mutter, sondern ihre erst 14-jährige jüngere Schwester Renata die Orgel spielte.

Die ersten Fotos von Mutter und Kind machte ebenfalls Onkel Hans-Georg, ein vorzüglicher Fotograf – ein letztes Bilddokument von ihm: Wenige

Wochen später, am 12. Juli 1941, kehrte er von einem Aufklärungsflug in Russland nicht mehr zurück. Der jähe Verlust des geliebten Bruders prägt die Korrespondenz meiner Eltern ebenso wie die genauen Berichte über meine Entwicklung, fast Tag für Tag.

Diese Korrespondenz ist ein bewegendes Zeitdokument, sowohl was die Persönlichkeit meiner Eltern als auch, was das Empfinden und Erleben im Kriegsjahr 1941 angeht.

Wie meinen Vater das Telegramm mit der Nachricht von meiner Geburt beglückte und wie schmerzlich es gleichzeitig war, seiner jungen Frau nicht zur Seite stehen zu können, zeigt ein Brief, den er gleich schrieb – voller Sehnsucht: Wie gern würde er jetzt am Bett meiner Mutter sein! Ich war schon ein halbes Jahr alt – und bereits vom Großvater Kirchberg getauft –, als er mich zum ersten Mal auf dem Arm hielt.

Mein Vater, Karl-Heinz Lähnemann, hatte einen sehr bewegten Lebensweg hinter sich: geboren am 27. Juni 1913 in Bochum, dort aufgewachsen als Sohn des Drogisten Ferdinand Lähnemann, der ein großes Farbengeschäft leitete, und seiner Frau Luise, geb. Reinecke, die gelernte Hutmacherin war. Die Großeltern mütterlicherseits lebten in Celle, der niedersächsischen Residenzstadt mit ihren Fachwerkhäusern und dem gelben Schloss, wo er immer wieder die Ferien verbrachte; sie blieb für ihn die schönste Stadt der Welt. Kirchlich war er früh sozialisiert und engagiert: konfirmiert von dem (jüdischen) Pastor und Professor Hans Ehrenberg, aktiv als Kindergottesdiensthelfer (Spitzname: »Fliege«, weil er eine solche gern trug) und im CVJM – und dann doch auch von der Idee des Nationalsozialismus fasziniert: »Wir wollten national sein, und wir wollten sozial sein.« Er wurde Mitglied der SA und auch der Partei. Schnell war er aber ernüchtert und trat der Bekennenden Kirche bei, veranstaltete für sie auch Jugendlager. Er studierte Theologie in Bethel, Marburg, Tübingen und Berlin. Zu Professor Rudolf Bultmann ging er ins Seminar nicht wegen dessen historisch-kritischen Arbeitens am Neuen Testament, sondern weil dieser zur Bekennenden Kirche gehörte. Zwischendurch machte er ein Jahr freiwilligen Militärdienst (1934–35 in Arolsen), was zur Folge hatte, dass er zu Beginn des Zweiten Weltkriegs bereits Leutnant der Reserve war. Im gleichen Jahr 1939 trat er aus der Partei aus, ein mutiger Schritt damals, nachdem er 1937 schon aus der SA ausgetreten war. Ein erschütterndes Erlebnis war die Reichskristallnacht 1938, nach der er mit unserer Mutter Professor Ehrenberg in dessen verwüsteter Wohnung besuchte: »Da schämten wir uns, Deutsche zu sein«, sagte Mutter später. Das erste theologische Examen legte er (offiziell illegal) 1938 beim Bruderrat der Ev. Kirche von Westfalen ab, war dann Vikar bei Wilhelm Niemöller, dem Bruder von Martin Niemöller, in Bielefeld. Noch im Februar 1940 konnte

er das zweite theologische Examen ablegen, wurde im April ordiniert und galt von da an auch als Hilfsprediger in der Gemeinde Bochum Altstadt.

Im Krieg war er bei einer Flak-Kompanie, zu Beginn als Leutnant, zum Ende als Hauptmann, schließlich noch in der Ausbildung zum Bataillonsführer. Er tat Dienst an der Westfront in Frankreich, in Russland und in Kroatien. Erzählt hat er nur wenig; da ist sicher manches verdrängt, und die Schreckensbilder des Krieges haben ihn noch bis kurz vor seinem Tod verfolgt. Die Treffen der Kriegskameraden aus seiner Kompanie in unserem Pfarrhaus in Brambauer, an die ich mich erinnere, waren von großer Anerkennung für seine kompetente Führerschaft geprägt. Als eine der schwersten Pflichten in seinem Leben schilderte er, dass er wiederholt als Pastor und Offizier Angehörigen die Nachricht vom Tod eines jungen, hoffnungsvollen Sohnes übermitteln musste. Wie viele kirchlich geprägte Soldaten und Offiziere sah er es als seine Pflicht an, für das Vaterland zu kämpfen, besonders – dafür sorgte die NS-Propaganda erfolgreich – als ›Überlebenskampf‹ gegen den Bolschewismus. Gleichzeitig spricht aus seinen Briefen Skeptizismus, wenn ihn Nachrichten erreichten, wie in der Heimat das Wirken der Kirchen zunehmend eingeschränkt wurde.

Meine Mutter hat nicht nur in den Kriegsjahren meinem Vater mit Briefen zur Seite gestanden. Sie hat ihr Leben lang eine ausgedehnte Korrespondenz im Familien- und Freundeskreis geführt: immer dem Gegenüber zugewandt, sehr konkret, lebendig und abwechslungsreich. Viel wissen wir durch sie über unsere Familiengeschichte seit dem 18. Jahrhundert, die sie in den 80er-Jahren des letzten Jahrhunderts auf Kassetten gesprochen hat und die wir im Familienkreis transkribiert haben.

Oft hat sie uns auch ihre eigene Geschichte erzählt: Geboren wurde sie am 26. Juni 1916 in Vienenburg bei Goslar und nach ihrer Mutter Magdalene benannt. In Vienenburg war ihr Vater Pastor Collaborator (›Hilfsgeistlicher‹), bevor er bald die Pfarrstelle in der Harzer Bergstadt Wildemann übernahm. Von dort war es nicht weit nach Altenau, wo die Großeltern mütterlicherseits lebten. Der Großvater Georg Schreiber war dort über 40 Jahre lang Pastor und ein bekanntes Harzer Original, ein echter Vater seiner Gemeinde. Immer wieder wurden die drei ältesten Kinder meiner Großmutter dorthin zu Besuchen und in die Ferien geschickt. Die Grundschulzeit verbrachte meine Mutter in Wildemann bei dem jungen Lehrer Alfred Heinemann. Es folgten drei Jahre in Hildesheim, wo mein Großvater eine erstmals eingereichtete Funktions-Pfarrstelle im Sozialbereich wahrnahm, bevor er Superintendent im 12 km entfernten Schellerten wurde. Meine Mutter – als älteste der sieben Geschwister im Pfarrhaus – war Schülerin auf der Goetheschule in Hildesheim mit einem sehr guten Abitur, dem aber kein Studium folgen

konnte, sondern der sehr anstrengende Arbeitsdienst im Emsland und die Ausbildung zur Gemeindehelferin im Burckardthaus. Ein großer Einschnitt war der Unfalltod ihres Verlobten Rudi Mönnich, bei dessen Beerdigung in Langelsheim sie zum ersten Mal unseren Vater traf. Es folgte eine romantische, abenteuerliche Verlobungsgeschichte und dann die Kriegshochzeit am 27. September 1940. Unsere Mutter blieb während des Krieges mit mir und meinem Bruder Martin, der anderthalb Jahre nach mir geboren wurde, im elterlichen Pfarrhaus, wo wir im Großfamilienverband liebevoll aufgenommen waren, während sie sich ins kirchliche Leben mit einbrachte, mit regelmäßigem Orgeldienst bei den Gottesdiensten und in der Christenlehre. Ihre junge, schlanke, anmutige Gestalt ist mir eine frühe Erinnerung.

In der Korrespondenz meiner Eltern in meinem Geburtsjahr kommt die ganze Bandbreite der Kriegszeit – die ständige Spannung zwischen Hoffen und Bangen – intensiv zum Ausdruck: Einerseits wurden die anfänglich großen militärischen Erfolge positiv registriert und auch bewundert, andererseits war da große Skepsis angesichts der Unendlichkeit Russlands, der sich mehrenden Nachrichten von Gefallenen auch im engeren Freundes- und Familienkreis, der Ungewissheit, wenn lange keine Nachricht aus dem ›Felde‹ oder umgekehrt aus der Heimat kam. Meine Mutter schrieb ungeschützt auch von den antikirchlichen Maßnahmen des Regimes: von Schreib- und Redeverböten, Verhaftungen, der verordneten Einstellung von kirchlichen Zeitschriften. Sie fragte, wie das mit der behaupteten Verteidigung der tradierten deutschen, abendländischen Werte vereinbar sei. Erstaunlich deutlich benennt sie Belege für die fortschreitende Euthanasie an vermeintlich lebensunwertem Leben: dass etwa von den mehr als 200 Kranken in den Rotenburger Anstalten keiner mehr da sei – und nun »ist Bethel dran«, wo der Leiter und zwischenzeitliche Reichsbischof Fritz von Bodelschwingh schließlich die Abtransporte verhindern konnte. Mein Vater vermerkt demgegenüber bitter, dass man sich etwa mit der Wiederherstellung einer Kirche in Russland, die von den Sowjets zum Kino umfunktioniert war, brüste – und dann in der Heimat das kirchliche Leben so einschränke und vielfach bekämpfe. Die Diskriminierung und Verfolgung der Juden im Vorfeld des Ausrottungsprogramms, das streng geheim gehalten wurde, taucht in der Wahrnehmung demgegenüber kaum auf. Als Hinweis auf die propagandistische Vorbereitung des Genozids kann vielleicht die kritische Aussage meiner Mutter vom 12. November 1941 gesehen werden: »... hier in der Heimat werden an dem schon auf Sonntag verlegten Bußtag, wo Jugendabendmahl ist, überall Pflichtversammlungen um 10 Uhr für die 14–18-Jährigen gemacht: ›Der Jude in der dtsh. Geschichte‹ ...«

Mir und meinem jüngeren Bruder Martin konnte in all diesen Belastungen ein weitgehend behütetes Zuhause geboten werden. Meine Taufe am

28. September 1941, von der sie lange gehofft hatte, mein Vater könne sie selbst halten, schildert meine Mutter im Brief an meinen Vater quasi aus meiner Sicht. Sie hatte als Taufspruch den Konfirmationsspruch ihres vermissten Bruders Hans-Georg ausgesucht: »Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.« (Psalm 103,2) – ein Gegenwort gegen die bedrückende Realität rundum. Mit meiner Heiterkeit hätte ich alle trüben Gedanken weggelächelt! Paten wurden der einzige Bruder meines Vaters, Rolf, der freilich im Krieg war und mich im Herbst 1942 zum ersten Mal sah, die nächstältere Schwester meiner Mutter, Gertraude, die als Hebamme meiner Mutter bei den späteren Geburten zur Seite stand, und mein Großvater Johannes Kirchberg, nach dem ich benannt wurde. Er blieb mir mit seiner väterlich-geistlichen Ausstrahlung, seinem großen geschichtlichen Interesse und seinem kommunalpolitischen Engagement im Nachkriegsdeutschland ein Vorbild. Es war für ihn eine unerwartet positive Erfahrung, dass nach dem Zweiten Weltkrieg katholische und evangelische Christen sich in der Christlich Demokratischen Union (CDU) zusammenfanden, und er wurde eines ihrer ersten Mitglieder in Niedersachsen. Bis zu seinem 70. Lebensjahr nahm er die Pfarrstelle in Schellerten wahr. Meinen Weg begleitete er mit großem Interesse. In Heidelberg hat er mit mir gemeinsam Vorlesungen besucht, und bei meiner Promotionsvorlesung am 2. Juli 1968 konnte er mir auch noch zuhören.

Zu Weihnachten 1941 konnte mein Vater mich dann endlich selbst auf den Arm nehmen.

Meine eigenen frühesten Erinnerungen beziehen sich auf die Bombenalarmläufe, bei denen wir schnell aus unseren Betten geholt wurden, die Treppe oft mehr hinunterpurzelten als liefen und dann im Keller warteten, dass die Angriffe vorübergingen. Einmal führte mich meine Tante Irmela, vierte in der Geschwisterreihe meiner Mutter, nachts vor die Laube hinterm Haus und zeigte mir die von einer Flak angeleuchteten Bombenflugzeuge, die in großer Zahl über uns herzogen. Unauslöschlich ist der Eindruck, wie mein Bruder und ich auf den in die Frühjahrssonne hinausgestellten Polstermöbeln hupsen durften, dann aber auf einmal Asche vom Himmel kam: der Luftangriff, bei dem die nahe Hildesheimer Innenstadt komplett zerstört wurde. Die Eltern meines Vaters wurden in Bochum ausgebombt. Von der Einrichtung ihrer schönen Wohnung war ihnen nichts geblieben. Sie wurden nach Schellerten evakuiert und bekamen eine Zwei-Zimmer-Wohnung auf der »kleinen Seite« des Dorfes, wo die Kleinbauern ihre Höfe hatten. Täglich halfen sie im großen Pfarrhaus mit – die Oma im Haushalt, der Opa mit großem handwerklichem Geschick bei allen Reparaturen. Die beiden Großeltern-

paare waren wechselseitig von großer Freundschaft und Hochachtung füreinander geprägt, so verschieden auch Herkunft und Lebenswege waren.

Aus den letzten Kriegsmonaten ist mir in Erinnerung, wie ich eine Gruppe deutscher Soldaten müde die Dorfstraße entlangziehen sah.

Und dann kamen die Amerikaner. Irmela, damals 23-jährig, zog ihnen im Auftrag des Dorfes mit einem weißen Tuch an die Klunkau, den Grenzbach zum Nachbardorf Kemme, entgegen. Es kam zum Glück zu keinen Kämpfen mehr. Als die Panzer über den Platz vor dem Pfarrhaus rollten, warfen die amerikanischen Soldaten uns Kindern Gummistücke herunter, mit denen wir spielen konnten.

Das Dorf füllte sich mit immer mehr Flüchtlingen. Im Pfarrhaus wurden zusätzlich zwei Familien aufgenommen. Meine Mutter verzichtete auf ihre eigenen Räume und erzählte uns später, wie erschüttert sie war, als sie das völlig wunde Baby Annette Lange sah, für das es auf der Flucht keine Windeln zum Wechseln gegeben hatte.

Ganz überraschend traf mein Vater ein. Er war nach einem Lazarettaufenthalt im Winter 1944/45 noch als leitender Offizier eines Kontingents von 200 ›geheilten‹ Verwundeten an die Ostfront geschickt worden. Die befand sich aber bereits in Auflösung, so dass sofort der Rückzug angetreten werden musste. Dabei geriet die Gruppe in einen Hinterhalt, und mein Vater gehörte zu den wenigen Überlebenden. Es gelang ihm, sich mit einem Kameraden über die zugefrorene Oder nach Westen durchzuschlagen und auch über die Elbe zu gelangen. Schließlich fand er sich bei einem Transport auf einem LKW vor. Als er mitbekam, dass dieser nach Munsterlager fahren sollte und damit die Gefangenschaft in Aussicht stand, sprang er bei einem Wendemanöver in einem Dorf ab und entkam. In drei Tagen und Nächten wanderte er nach Schellerten, klopfte unterwegs in den Pfarrhäusern an – er hatte in seinem Ausweis auch Pastor als Beruf stehen – und gelangte so zu uns. Als er in den Hof trat und die 18-jährige Renata, fünfte in der Geschwisterreihe meiner Mutter, laut »Karl-Heinz« rief, zischte er sie an: »Sei bloß still!« Er wurde zunächst versteckt. Mein Bruder Martin und ich sollen freilich im Dorf gesagt haben: »Unser Vater ist nach Hause gekommen. Wir sollen aber nicht sagen, dass er da ist!« Glücklicherweise brauchte er nur einmal zu einer Registrierung und musste keine Gefangenschaft antreten, so dass er bereits Ende 1945 seine erste Pfarrstelle in Brambauer bei Lünen im Ruhrgebiet – in seiner westfälischen Heimatkirche – antreten konnte.

Der Umzug dorthin am 13. Dezember 1945, dem dritten Geburtstag meines Bruders Martin, war ein Abenteuer. Ein Lastwagen mit Anhänger – ein ›Holzvergaser‹ – war dazu organisiert worden. Wir saßen auf einem Sofa im Hänger vor der hinteren Tür, die halb offen war, um etwas Licht herein zu

lassen. Eine schnelle Fahrt war wegen des immer wieder nötigen Nachladens für den Vergaser nicht möglich, so dass die 200 km nicht an einem Tag bewältigt werden konnten. Nachts um 10 Uhr begann die Sperrstunde, und wir landeten auf einem Parkplatz bei Hamm. Dort gab es dann eine unerwartete Überraschung für uns Kinder. Kurz vor Mitternacht kam unser Opa Lähnemann mit etwas Schwarzem zu uns, das er von Amerikanern ergattert hatte: Schokolade. So etwas hatten wir noch nie gesehen und geschmeckt!

Einquartiert wurden wir in Brambauer im Pfarrhaus des ersten Pfarrbezirks, da das eigentlich vorgesehene Pfarrhaus noch nicht frei war. Die andere Pfarrfamilie musste sich im Parterre einschränken, was ihr nicht leicht fiel, während wir mehr als drei Jahre im ersten Stockwerk sehr beengt wohnten: ein Schlafzimmer, eine Küche, in der auch gegessen wurde und ein winziges Wohnzimmer, in dem immerhin auch ein Klavier Platz fand. Meine Mutter erzählte später, ihre ständige Mahnung an uns sei gewesen: »Seid leise! Räumt auf!« Sie war hochschwanger bei unserem Umzug, und schon am 3. Februar 1946 kam unsere Schwester Dorothea zur Welt – als drittes Sonntagskind. Es ist die erste Geburt, an die ich mich bewusst erinnere, zu der die Hebammen-Schwester meiner Mutter, Gertraude (»Traute«), meine Patentante, gekommen war. Als wir vom Kindergottesdienst aus der gegenüberliegenden Kirche nach Hause kamen, wurde uns die große Neugier mitgeteilt, und wir durften einen Blick auf das winzige Wesen im alten Familien-Kinderbettchen werfen. »Warum hat denn Tante Traute dem Engelchen die Flügel abgeschnitten?«, war meine erste Frage: Ich hatte in religiösen Kinderbilderbüchern Engel mit Flügeln gesehen und war überzeugt, das seien Kinder vor der Geburt! – Für die kleine Dorothea waren die ersten Lebensjahre nicht leicht. Die Versorgungslage im Ruhrgebiet war noch nicht gut, und es musste ständig am Essen gespart werden. Manche Aversionen gegen bestimmte Gerichte, die es in der Kindergartenspeisung gab – etwa Milch- und Fischsuppen – sind mir von dieser Zeit an geblieben.

Das Klima in dem von vier Kohleschächten geprägten Zechenort war für meine Gesundheit nicht gut. Die Häuserwände in den Straßenzügen waren grau vom Kohlenstaub. Ich hatte Asthma, das sich in oft nur wenige Wochen auseinanderliegenden Anfällen von Luftnot äußerte, mit Angstzuständen verbunden war und verhinderte, dass ich als Kind ein guter Sportler wurde.

Ein Gegenpol war die frühe Freude an Musik. Schon als Vierjährigem stellten mir die Eltern Blätter mit großen, bunt gemalten Noten auf das Klavier: *Kuckuck* und *Hänschen klein* waren die ersten Liedchen, die ich übte. Spielerisch erweiterte sich der Liedschatz, ich erprobte zweite Stimmen dazu, und als ich mit knapp acht Jahren richtigen Klavierunterricht bekam, konnte ich der Lehrerin schon mehrstimmig verschiedene Lieder vorspielen.

Mein Vater kam – als Bochumer Junge – mit den Menschen im Ruhrgebiet in ihrer offenen, kameradschaftlichen Art gut zurecht. Seine Predigten waren immer textnah, verständlich und klar aufgebaut – fast immer in drei Teilen. »Der Lähnemann, der Lähnemann, der predigt das Drei-Punkt-Programm« hieß es später halb spöttisch, halb anerkennend. Ebenso gut strukturiert war der Unterricht mit den damals sehr großen Gruppen von Konfirmandinnen und Konfirmanden. Die Jugendarbeit lag ihm sehr am Herzen, und er gewann aus ihr ehrenamtliche Mitarbeiter. Die Zeltlager am nahen Baggersee durften mein Bruder und ich schon manchmal besuchen. Meine Mutter wurde eine echte »Frau Pastor«, engagiert vor allem in der Frauenhilfsarbeit mit »Bezirksfrauen«, die jeweils für bestimmte Straßenzüge verantwortlich waren.

Eine besondere Entscheidung trafen die Eltern 1947: Sie schickten mich für das erste Schuljahr aufs Land zu den Großeltern nach Schellerten. Dort war die Luft gesünder, und es gab mehr zu essen. Außerdem war in Niedersachsen der Stichtag für das Einschulungsalter auf den 1. Juli verlegt worden, während er in Nordrhein-Westfalen noch beim 1. April lag. So kam ich als noch Fünfjähriger – und dazu noch als sehr kleiner Junge – zur Schule. Aber ich liebte es, bei den Großeltern sein zu dürfen und – je nach Wahl – im Schlafzimmer der Großeltern im Pfarrhaus oder in der kleinen Wohnung der aus Bochum evakuierten anderen Großeltern »auf dem Rinnele« schlafen zu dürfen.

Durch die vielen Flüchtlingskinder bestand unser erstes Schuljahr aus 60 (!) Kindern, in einem Klassenraum. Unsere Lehrerin, Fräulein Rube, war – das war im traditionell evangelischen Schellerten noch aufregend – katholisch! Folgenschwerer freilich wog die schulische Neuerung, dass – pädagogisch modern! – zum Lesen-Lernen die Ganzheitsmethode frisch eingeführt wurde, und zwar nicht als Ganz-Wort-, sondern als Ganz-Satz-Methode. Am zweiten Schultag wurde ein Haus an die Tafel gemalt. Darunter stand: »Das ist ein Haus.« Und nun wussten wir: Das ist ein Haus!

Als meine Eltern mich nach einem halben Jahr besuchten und mein Lesen testen wollten, riet ich ziemlich in der Fibel herum – und sie waren über meine scheinbare Minderbegabung sehr entgeistert. Nach dem ersten Schuljahr wurde ich nach Brambauer umgeschult. Dort hatten die Mitschüler das Lesen nach der Buchstaben-Methode gelernt – und dieser Wechsel ließ mich zusätzlich in der Orthografie für lange Zeit schwächeln. Sonst aber kam ich in der Schule ganz ordentlich zurecht.

1948 konnten wir endlich in das Pfarrhaus in der Königsheide einziehen – Platz für die Familie, in einer Zeit, als die Wohnungsnot allgemein noch sehr groß war. Es war ein sehr offenes Haus. Meine Mutter stöhnte

manchmal, dass es nahezu alle fünf Minuten an der Haustür klingelte. Und umgekehrt sah sie bei Besuchen in den Baracken, besonders den aus Wellblech gebauten Nissenhütten, in denen viele Familien untergebracht waren, großes Nachkriegselend.

Dass ich schon einen guten Einblick in die Tätigkeiten meines Vaters hatte, belegt eine kleine Szene: Mein sehr netter Volksschullehrer neckte mich damit, dass er sagte: »Den Beruf deines Vaters möchte ich haben: nur am Sonntag arbeiten!« – Darauf zählte ich ihm auf, was mein Vater die ganze Woche über tat: Predigtvorbereitung, Besuche, Sprechstunde, Konfirmanden- und Jugendarbeit, Kirchenvorstand, Bibelstunde ... und schloss mit den Worten: »So sehen Sie, Herr Gohl, dass ein Pastor mehr zu arbeiten hat als ein Lehrer!«

Besonders liebte ich den Samstagabend. Dann konnte ich beim Einschlafen den Posaunenchor im benachbarten Gemeindehaus blasen hören. Ich bewunderte die goldglänzenden Trompeten und Posaunen. Und dann hatte ich das Glück, dass mein Vater, selbst Bläser, unterstützte, dass ich bereits als Achtjähriger – zusammen mit Bruder Martin, dem dann allerdings die Vorderzähne ausfielen, was ihn zunächst am Weiterlernen hinderte – bei unserem Jugenddiakon Minhöfer auf dem Flügelhorn zu blasen lernte, beginnend im August 1949. Ich erfasste Blastechnik, Griffe und Noten schnell, und an Heiligabend konnte ich erstmals im Posaunenchor auf der Empore unserer Kirche die zweite Stimme mitspielen; nach dem *O du Fröhliche* bildete sich beim Nachspiel eine ganze Traube von Gottesdienstbesuchern um den kleinen Mitbläser. Seither haben die Hörner mich durch mein ganzes Leben begleitet. Auch in der interreligiösen Begegnung bin ich vielen Menschen aus verschiedenen Religionen und Kontinenten sicher ebenso ein Begriff mit meinem kleinen Reise-Horn, mit dem sich gut Versammlungen eröffnen und Gebete der Religionen begleiten lassen, wie mit meiner theologisch-religionspädagogischen Arbeit. Wir hatten anfangs einen Arzt befragt, wie sich das Blasen mit meinem Asthma vertragen würde. Er bestätigte, dass es meine Lunge eher stärken als schwächen könne, und das hat sich sehr bewährt.

Tiefgreifend war 1949 das Erlebnis des ersten Aufenthaltes an der Nordsee auf der Insel Baltrum, dem ›Dornröschen‹ der ostfriesischen Inseln – zusammen mit meiner Patentante Traute und der nur knapp fünf Jahre älteren ›Tante‹ Jutta, die immer wie meine große Schwester gewesen ist. Der Blick vom Norddeich auf die bei Flut unendlich wirkende blaue Fläche des Wattenmeers überwältigte mich, das Baden in den Wellen, der Eindruck einer Springflut, die Fahrt zu den Seehundsbänken, die Gemeinschaft in der christlich geführten *Sonnenhütte* – und drei Wochen ganz frei von Asthma: ein großer Kontrast zu dem meist grau wirkenden Brambauer!

Auch wenn ich sportlich keine Kanone werden konnte, um körperliche Bewegung und Stärkung bemühte ich mich: Schwimmen lernte ich als Neunjähriger im Schellerter Nachbarort Garmissen; und mein Opa Lähnemann machte zum Geburtstag ein altes Kinderfahrrad, damals noch etwas ganz Außergewöhnliches, zurecht, so dass ich bald auch bei größeren Fahrradausflügen mitradelte – etwa zum Schloss Kappenberg bei Lünen, Wohnsitz des Freiherrn vom Stein, und zum Schloss Nordkirchen im Münsterland. In Haus und Garten legte meine Mutter großen Wert darauf, dass Martin und ich auch als Jungen bei allen Arbeiten mithalfen, einschließlich Knöpfe annähen, Strümpfe stopfen, häkeln und stricken (!) – und unsere Ehefrauen haben es später ihrer Schwiegermutter sehr gedankt.

Die Aufnahmeprüfung am Freiherr vom Stein-Gymnasium in Lünen 1951 klappte gut, und dann kam es zu der Gottesdienstepisode, die ich in der Einführung geschildert habe. Meine Eltern haben zu Recht betont, dass sie keine ausgesprochene Polemik gegen die katholische Kirche gepflegt haben. Aber das identitätsbildend Evangelische stand immer im Vordergrund und wurde von uns bewusst als solches wahrgenommen: mit der Bibel und den morgendlichen Herrnhuter Losungen, den Chorälen, den Gottesdiensten ohne Weihrauch und Heiligenverehrung, früh auch schon mit den Oratorien von Johann Sebastian Bach. Als ich 1952 eine vierwöchige Asthma-Kur in der Kluterthöhle bei Ennepetal im Sauerland mitmachte und bei einer katholischen Bäckerfamilie wohnte, war ich unglücklich, dass dort der Karfreitag, unser eigentlich höchster Feiertag, wie ein normaler Tag verbracht wurde und ich keine Choräle aus der Matthäus-Passion hören konnte.

Bibelwochen und Evangelisationsveranstaltungen – u. a. mit den charismatischen Pastorenbrüdern Johannes und Wilhelm Busch – prägten unser kirchliches Leben ebenso wie die Jungschar, die mein Onkel Rolf, Bruder meines Vaters und Lehrer, leitete. Er konnte wunderbar Biblisches und Erbauliches erzählen.

Mit meinem Flügelhorn durfte ich – eben gerade zehnjährig – beim Schulfest auftreten, was mir erstmals eine Erwähnung in der Zeitung einbrachte: »Viel beklatscht wurde auch ein ›Dreikäsehoch‹, der gar fein und unerschütterlich auf dem Horn zu blasen wußte« – so stand es am 2. Juli 1951 im Lünener Stadtanzeiger. Mit dem Üben hielt ich mich in diesen Jahren noch sehr zurück, und ich danke meinen Eltern und meiner Klavierlehrerin, dass sie dabei mit mir als Acht- bis Zehnjährigem viel Geduld hatten. Es änderte sich, als ich 1952 an einem Klavierwettbewerb teilnehmen konnte und von über 100 Bewerbern zu den 27 Jungen und Mädchen gehörte, die für die eigentliche Preisvergabe ausgewählt wurden. Es war kein großer Preis – ein Gutschein für Noten –, aber von da an begann ich, systematisch gründli-

cher zu üben: Bach-Präludien, Clementi-Sonatinen, erste ›moderne‹ Stücke von Max Reger.

Das Jahr 1952 eröffnete auch einen weiteren Erlebnishorizont: die ersten Ferien in den bayerischen Alpen. Die Eltern reisten mit uns über Nürnberg und München an den Walchensee. Als wir für einen Besuch bei Freunden in Nürnberg ausstiegen, gab es für uns einen erschütternden Anblick: Vom Bahnhof aus konnte man bis zur Kaiserburg durchsehen – so viel lag dort noch in Trümmern. Als Nürnberg später der Hauptort meines Wirkens wurde, war ich sehr dankbar, dass beim Wiederaufbau die alte Struktur dieser Stadt, die der Arbeiterdichter Karl Bröger »einen steinernen Lobgesang« genannt hatte, beachtet wurde, dass kein Hochhaus in den Innenstadtbereich gesetzt wurde und von der Freiong auf der Kaiserburg die alte Dächerlandschaft wieder das Blickfeld bestimmte. – In München besuchten die Eltern mit uns das Deutsche Museum, auch ein unauslöschlicher Eindruck mit dem künstlichen Bergwerk, den Lokomotiven, Schiffen und Flugzeugen. Als wir auf dem Turm standen, wunderte ich mich über scheinbar seltsame Wolken am Horizont: Es waren die Umrisse der Alpenkette, die dann bei der Bahnfahrt immer gewaltiger vor uns in die Höhe wuchsen. Wir wohnten am Walchensee unter einer Dachschräge in einem kleinen Holzhaus, zusammen mit kirchlich engagierten Jugendlichen, die mit uns auf den Herzogstand, den Jochberg, den Simmetsberg stiegen und jeden Abend Lieder sangen; das damals moderne Abendlied *Noch hinter Bergesrande steht braun der Abendschein* von Rudolf Alexander Schröder mit der schönen Melodie von Christian Lahusen ist mir seitdem vertraut. Zusätzlich zum Schwimmen in dem immer kühlen See brachte unser Vater meinem Bruder und mir das Rudern bei. Im Kontrast zum grauen Brambauer empfanden wir das Naturerlebnis dieser Ferien besonders stark.

1953 kam ich in den Katechumenen- (=Vorkonfirmanden-)Unterricht bei meinem Vater. Er war traditionell gestaltet: Bibeltexte, Katechismus, Gesangbuchlieder bestimmten den Arbeits- und Lernplan, ergänzt um Themen der Lebensführung. Mein Vater wusste ihn durch klare Strukturen und praktische Beispiele abwechslungsreich zu gestalten. Viel haben wir auswendig gelernt – Psalmen, die Hauptteile von Martin Luthers Kleinem Katechismus, Lieder (z. B. alle zwölf Strophen von *Befiehl du deine Wege*); sie sind für mein weiteres Leben ›spirituelles Handgepäck‹ geblieben, abrufbar in den verschiedensten Lebenssituationen. Ich habe später Studierenden oft den Tipp gegeben, etwa auf Luthers Erklärungen der Zehn Gebote mit ihrer Umkehrung der Verbote in positive Handlungshinweise als Ausgangspunkt für die Erörterung ethischer Themen zurückzugreifen.

Das Jahr 1954 brachte einen entscheidenden Wechsel und für die ganze Familie eine neue Lebenserfahrung: Mein Vater, der sich durch seine aus-

gezeichnete Jugendarbeit einen Namen gemacht hatte, wurde zum Leiter der Betheler Zweiganstalt Freistatt im norddeutschen Wietingsmoor im Landkreis Diepholz berufen. Freistatt hatte bei der Gründung 1900 seinen Namen von Friedrich von Bodelschwingh nach dem Vorbild der alttestamentlichen Asyl-Städte erhalten. Menschen in schwierigen Lebenssituationen sollten dort eine Zuflucht finden: zunächst Wander-Arbeitslose, von Bodelschwingh »Brüder von der Landstraße« genannt. Sein Motto war: Nicht Almosen, sondern Arbeit! Später kamen dazu Jugendliche mit großen Erziehungsdefiziten, Fürsorgezöglinge, schließlich auch Alkoholranke. Aus der öden Moorlandschaft war im Laufe der Jahrzehnte durch harte Arbeit ein etwa 1.250 ha großes Gebiet mit blühender Landwirtschaft, Moorwirtschaft, Forstwirtschaft und mehreren Handwerksbetrieben entstanden. Dass die Fürsorgeerziehung in den 50er- und 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts große Probleme aufwies, dass sie nicht nur förderte, sondern durch rigorose Erziehungsmethoden, harte Arbeit im Moor, strenge Zucht in großen Gruppen auch Schädigungen hinterließ, ist in den vergangenen Jahren zu Recht aufgedeckt worden. Bethel selbst hat dazu gründliche Untersuchungen angestellt. Ich selbst habe aber auch erlebt, wie die Hausväter – die Leitung der Häuser hatten Hauseltern-Ehepaare inne – und die oft bis an den Rand ihrer Kräfte geforderten jungen Diakone sich väterlich um die Jungen bemühten, mit ihnen zu Gerichtsterminen fuhren, um sie vor einer Jugendstrafe zu bewahren, Sport, Freizeit und Musik förderten und sich um Ausbildungsmöglichkeiten in den Freistätter Betrieben oder im Anschluss an den Freistatt-Aufenthalt kümmerten. Mein Vater hat in einem Grundsatzschreiben an die Leitung der v. Bodelschwingschen Anstalten 1961 die Überforderungssituation für die Erzieher detailliert geschildert und konkrete Vorschläge zu ihrer Entlastung, besonders auch durch eine Erhöhung des Personals, gemacht. Diese konnten freilich nur schleppend und unzureichend realisiert werden, weil zusätzliches qualifiziertes Personal nicht leicht zu gewinnen war. Er selbst hielt nicht nur regelmäßig Andachten in den Jungenhäusern, sondern hatte dort auch Sprechzeiten, in denen die Jungen sich mit ihren Sorgen und Fragen direkt an ihn wenden konnten. In vielen Briefen von Ehemaligen wird ihm für sein seelsorgerliches Bemühen gedankt.

Von mir und meinen Geschwistern wurde der Wechsel lebhaft begrüßt. In Brambauer war als Vierte 1953 Magdalene geboren, 1957 kam als jüngste Schwester Christiane hinzu, deren Pate ich werden durfte. – Wir zogen in ein originelles, in mehreren Etappen gebautes Holzverkleidetes Pfarrhaus mit einem großen Garten. Meine Mutter hatte den zunächst ganz braunen Kasten dreifarbig – unten braun, darüber grün, das Turmzimmer oben gelb – streichen lassen: eine richtige Villa Kunterbunt. Vom Turmzimmer, das wir

als Gäste- und Bastelzimmer benutzten, konnte man nach allen vier Himmelsrichtungen schauen – im Westen ging der Blick über das flache Land bis weit zum Horizont – und auch auf das Dach steigen. Geheizt wurde mit Torf: Ess- und Kinderzimmer und die Räume der oberen Etage von einem großen Ofen in der Küche aus. In großen Körben mussten die Torf-Scheite aus dem bis unter das Dach damit gefüllten Schuppen geholt werden – eine schwere, staubige Angelegenheit.

Nah war die kleine Moorkirche – eine hübsche Holzkirche, die aus Norwegen stammte. Über dem Altar stand als Motto ein Wort, das von einem Seemannsfriedhof stammt: »Es ist das Kreuz von Golgatha, Heimat für Heimatlose«. An den Seitenemporen fanden sich die zwei entscheidenden Worte aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn: »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.« und »Da er noch fern von dannen war, sah ihn sein Vater.« Worte, die mehrfach in den Briefen an meinen Vater von Ehemaligen zitiert wurden. Dort wurde ich Palmarum 1955 konfirmiert, nicht von meinem Vater, sondern von seinem Kollegen Pastor Alfred Franzkeit, der für die Mitarbeitergemeinde zuständig war. Als Konfirmationsspruch hatte ich mir schon lange vorher, in bangeren Asthma-Nächten, Psalm 23 Vers 4 ausgesucht: »Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück. Denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.« Der Klimawechsel aus dem Ruhrgebiet und das Heranwachsen und auch die durch das regelmäßige Blasen gestärkte Lunge waren wohl Gründe, die dazu führten, dass sich bald keine Asthmaanfälle mehr einstellten, eine Lebens-erleichterung, für die ich ungeheuer dankbar war.

Wir mochten die Moorlandschaft: *Alle Birken grünen in Moor und Heid* sangen wir nach dem Löns-Lied im Frühjahr. Die weiten Wollgrasflächen nannten wir »weißes Meer«. In den Kiefernwald spazierten wir am Sonntag, sammelten im Herbst dort Pilze. Auf den überschwemmten Wiesen und den Moorstichen konnten wir im Winter oft kilometerweit Schlittschuh laufen. Von der kleinen Feldbahn durften wir uns Loren nehmen und sie auf die Moorwege hinausschieben. Um die nicht umsonst berühmten male-rischen Sonnenuntergänge im Moor zu erleben, bin ich manches Mal auf mein Fahrrad gestiegen.

Für mich und meinen Bruder begann das Fahr Schüler-Dasein zur 20 km entfernten Oberschule in Diepholz. In den ersten Jahren fuhren wir mit einem Zug – eine Dampflok und drei Anhänger –, später mit Schienen- und mit Autobus. Da gab es bei der Hinfahrt noch Zeit, sich Hausaufgaben zu widmen, die oft erst während der Fahrt nach Diepholz fertig wurden.

Kirchlich und kulturell war Freistatt ein Ausnahmedorf: Die oft von pietistischer Frömmigkeit geprägten Diakon-Familien, die hochmusikalische

Lehrersfamilie Farke und unsere ebenfalls sehr musikalische Familie entfalteten ein reiches geistliches wie weltliches musikalisches Leben: Singekreis, Kirchenchor, Posaunenchor – wir waren durchgängig dabei. Nach der Konfirmation erhielt ich sehr qualifizierten Geigenunterricht, erreichte freilich nicht die gleiche Könnerschaft wie auf Horn und Klavier, auf dem ich mich vom 16. Lebensjahr an autodidaktisch weiterbildete. Mit 14 Jahren bekam ich ein altes Waldhorn geliehen, dieses Instrument mit seinem großen Trichter und seinem weichen Klang, das ich schon immer bewundert hatte. Als mir dann eine Schallplatte mit zwei von vier Hornkonzerten Mozarts geschenkt wurde, war ich so hingerissen von der Schönheit der Musik, dass ich anfang zu üben, zu üben und zu üben. Ich baute mir ein Übungsprogramm mit Tonleitern und Dreiklängen analog zu dem meines Geigenunterrichts auf und war glücklich, als sich die Gelegenheit bot, in einem anspruchsvollen Laienorchester, dem Kreisorchester Diepholz-Vechta, mitzuspielen. Es bestand aus musizierenden Persönlichkeiten der verschiedensten Berufe und wurde von Felix Oberborbeck, Musikprofessor an der Pädagogischen Hochschule Vechta, geleitet. Als Pionier der Singebewegung war er auch großartig mit seinem Dirigieren und seiner Ermutigung, uns an die klassische sinfonische Musik heranzuwagen und sie durchaus konzertreif aufzuführen. Mein Freund und schulischer Sitznachbar Uwe Farke und ich bildeten bis zu unserem Abitur das Horn-Duo in diesem Orchester und wurden gleich beim zweiten Konzert für unseren nicht einfachen Horn-Part in Beethovens Violinkonzert in der Zeitung gelobt. Haydns Londoner Sinfonien, Mozarts Fünftes Violinkonzert, Beethovens Egmont-Ouvertüre, Schuberts Unvollendete, Webers Konzertstück für Klavier, Mendelssohns Musik zum Sommernachtstraum ... – ein breites Spektrum an musikalischen Meisterwerken klingt seither in mir nach. In der Johannes-Passion von Johann Sebastian Bach spielte ich bei den Geigen mit. Mozarts Drittes – wohl sein schönstes – Hornkonzert Es-Dur KV 447 lernte ich auswendig. Es war ein Höhepunkt, als ich es an einem Sommerabend als 18-Jähriger im Schlosshof in Diepholz, aber auch in Sulingen und Vechta, mit dem Orchester aufführen durfte. *Schweigt des Menschen laute Lust* stand sehr poetisch in der Zeitung über diese besondere Serenade.

In Freistatt leiteten mein Bruder Martin und ich eine Gruppe der ›Jungenschaft‹ im Rahmen des Evangelischen Jungmännerwerks Deutschland (CVJM), mit wöchentlichen Gruppenstunden, Fahrradtouren und landesweiten Treffen. Ernst waren uns die Grundsätze, auf die wir uns bei der Aufnahme verpflichteten: ›Als Junge, der die Botschaft Christi gehört hat, will ich lernen, in Wahrhaftigkeit, in Reinheit, in Treue, in Zucht und Ordnung zu leben‹ stand in unserem Ausweis, und natürlich wurde die aktive Betei-